

**Der neue Winterhut.**

Stizze von Dorothee Gubeler.

Es war damals, als „man“ noch die kleinen Hüte trug. Ewa hatte sich auch einen gekauft, einen ganz besonders kleinen sogar, ein zierliches, gartes, feines Ding; wie ein Traum aus Blumen, Band und Spigen schmiegte er sich in ihr braunes Kraushaar, und er stand ihr entzückend.

„Zum Verlieben siehst du darin aus!“, sagte ihr Gatte.

„Du darfst niemals etwas anderes tragen“, meinten voll ehrlicher Bewunderung die Freundinnen.

Und sie stimmte ihnen aus ganzer Seele zu. — Rein sie dürfte in der That nichts anderes tragen — sie wiederholte es sich jedesmal, wenn sie den kleinen Hut vor dem Spiegel in die Locken drückte, und das hohe Kristall ihre Gestalt zurückwarf.

Sie und der kleine Hut paßten zusammen, als wären sie für einander geschaffen, er hob jeden Reiz ihres pikanten Gesichts und ihrer Gestalt, er gab ihrer ganzen Erscheinung das Gepräge eines harmonischen Ganzen.

Sie beschloß, nie etwas anderes zu tragen als solche kleinen zierlichen Hüte.

Aber eines Tages fuhrt ihr Weg sie an einem Schaufenster vorbei, an dem Schaufenster ihrer Putzmacherin — und beinahe vor Entsetzen bleibt sie stehen.

Ja, was war denn das?

Die neuen Hutmoden der Saison — die Winterhüte von 1908 — nein, war es möglich, daß man so etwas trug? Daß es Frauen geben konnte, die „sodas“ auf die Haare setzten? Nein, sie würde nicht dazu gehören.

In ausgelassener Lustigkeit kam sie bei ihrer Freundin an. „Diese neuen Winterhüte! — Rein, hast du schon die neuen Winterhüte gesehen? Die Freundinnen hatten sie gesehen und die Freundinnen lachten mit ihr um die Wette. Nein, diese Hüte konnte man im Ernst nicht tragen! Waren denn das noch Hüte? Wagnarräder waren es und Kesselföpfe; wenn man sie auf dem Kopf hatte, sah man aus, als hätte man einen Schlag in das Gesicht bekommen oder einen Stoß von vorn, der den Kopf nach hinten geschleudert hätte. — Und dann diese Federen, die sich in ganzen Büscheln zusammenballten und noch allen Windrichtungen ausstreckten.“

— Einfach furchtbar! „Indianerhäuptling große Kräh!“ meinte Bella — und Frau Annie sagte: „Kinder, könnt ihr euch eine von uns mit solch einem Monstrum auf dem Kopf vorstellen?“

Das konnten sie in der That nicht — und sie gingen an, es sich auszumalen, wie sie damit aussehen würden. — Belle z. B. die kleine, dicktugelrunde Belle unter einem Indianerhut oder Frau Annie mit solch einer Sturmhaube, die vom Kopf in den Rücken gefallen zu sein scheint.

Oder zum Beispiel Ewa selber, Ewa, für die doch die kleinen Hüte wie geschaffen waren.

„Niemand tragt' ich einen andern“, sagte Ewa. — Es war ihr wirklich Ernst damit.

Aber ein paar Tage darauf ging sie zu ihrer Putzmacherin, und die Putzmacherin holte ihre allerneuesten Neubeiten vor. Riesenbüte.

„Ich möchte einen kleinen“, — sagte Ewa zaghaft — „solch einen wie diesen, Fräulein, der steht mit gerader Gut.“

„Solch einen kleinen? — Aber gnädige Frau —“ und das Fräulein schlug die Hände zusammen, „nein, gnädige Frau, das können Sie nicht tragen, das trägt ja doch kein Mensch mehr — die großen tragen alle.“

„Alle?“ meinte hier Ewa zweifelnd — „das ist doch wohl nicht möglich — das paßst ja doch gar nicht mal für alle“ — und sie fing an, ihre Freundinnen aufzuzählen, so wie neulich im Kränzchen. „Stellen Sie sich Frau Belle vor — Frau Belle mit einem Indianerhut — Typus „Häuptling große Kräh!“ — sie lachte.

Die Putzmacherin lachte auch, sie fand die gnädige Frau ungeheuer geistreich — und das Bild war so passend, denn gerade solch einen Hut hatte Frau Belle sich gestern gekauft, einen mit vier hellgrünen Straußfedern, einer weißen und einer dunkelgrünen und fünfzehn großen Rosen dazwischen; und Frau Annh war auch schon davon und hatte den mit den Trichterwinden gewähnt — fünfunddreißig große Trichterwinden und sieben Meter Spitze auf der Krempe. Die Frau Rath hatte auf ihrem Belpshut die Federn von fünfzehn Hahnenschwänzen verarbeitet lassen, und in den von Frau Dorle waren fünf Meter Seide und Sammt eingekraußt — und da wollte gnädige Frau solch einen kleinen — solch einen — nein, unmöglich!“

Aber ich kann mich doch nicht drin sehen“, seufzte Ewa — und da hatte sie auch richtig schon einen ganz großen auf dem Kopf, einen mit den Federn von sechzehn Hahnenschwänzen und sechsunddreißig Trichterwinden.

„Ich sehe ja verückt aus“, sagte Ewa — „und dabei ist dieser hier noch klein — zeigen Sie doch mal drüben den ganz großen, den mit den acht rosa Straußfedern, ja, und Sie meinen wirklich!“

Die Putzmacherin meinte natürlich „wirklich“ — man konnte überhaupt nichts anderes tragen, man fiel direkt auf, wenn man so von der Mode abwich. Der Mode muß sich jede Dame fügen, oder sie macht sich lächerlich.

Gnädige Frau würde sich doch nicht lächerlich machen wollen?“

Das wollte Ewa natürlich nicht und auffallen erst recht nicht — und da der Hut mit den acht Straußfedern vielleicht auch noch zu klein war und daher auffallen konnte, ließ sie schnell noch eine neuente hinaufgartern, eine, die ihn recht hübsch nach hinten in den Nacken zog, so daß er wirklich ausfiel, als hätte er von vorn einen Puff bekommen und wäre halb vom Kopf gefallen. — Sie kam sich sehr verschoben vor, aber die Putzmacherin versicherte ernsthaft: „Das kommen sich die Damen zuerst ja alle vor, aber man gewöhnt sich daran, es ist doch einmal Mode.“ Und jedesmal, wenn Ewa seitdem vorm Spiegel steht und mit fünf Hutnadeln das „Ungeheuer“ nicht zum Sigen bekommt und dabei schmerzlich des „Kleinen“ gedenkt, der immer saß und so reizend ausfiel, als wäre er für sie gemacht, wiederholt sie es wie zum Trost vor sich hin: „Es ist doch einmal Mode!“

Wenn er aber absolut nicht sitzen will und sie sich wieder einmal „total verschoben“ darunter vorstommt — sie hat auch solche Momente, reizt sie ihn wohl auch endlich ungebuldig vom Kopf, schleudert ihn in die nächste Sofaede und stöhnt voll Zorn: „Wer eigentlich nur solche Moden macht! Rein, wer uns solche Moden macht!“

Prinzen, die nicht im Gotha stehen.

Ein Pariser Blatt meldete kürzlich an der Spitze der Spalte, die den wichtigsten Ereignissen des gesellschaftlichen Gebietes gewidmet ist, ganz ernsthaft Ihre königlichen Hoheiten, die Prinzen K. V. J. von Bourbon (die Vornamen sind uns, trotz des besten Willens, im Gedächtnis nicht haften geblieben) hätten, wie in früheren Jahren, so auch diesmal für die Seelenruhe der Königin Marie Antoinette, ihrer erlauchten Ahnfrau, eine Messe lesen lassen und selbst auf den vorbersten Bänken der Kirche der feierlichen Handlung beigewohnt.

Nachher nahmen die Prinzen die respektvollen Subdigungen der zahlreichen Anwesenden entgegen. Besonders freudig begrüßten diese den jüngsten der drei Prinzen, der soeben aus Afrika zurückgekommen war, wo er — als Unteroffizier im Expeditionskorps des General d'Amade gegen die aufrührerischen Marokkaner mit Auszeichnung gekämpft hatte.

„Wer sind diese drei seltsamen Prinzen von Bourbon?“ Was ist das für ein Prinz, der als ganz gewöhnlicher kleiner „Sous-off“ den Tornister und das Seitengewehr tragen muß? Im Gotha'schen Hofkalender würde man vergeblich nach ihnen suchen, und nach Beruf und Lebensstellung kann man sie höchstens den bescheidenen Kreislauf des Mittelstandes zurechnen. Sie sind Entel von jenem Raundorf, der sich für den Dauphin, den Sohn Ludwig des Schützten und der Marie Antoinette, ausgab und unbefreitbar auch selbst dafür hielt. Von Preußen, wo er als Ubrmacher in Spanbau und Brandenburg gelebt hatte, kam er nach Frankreich, um seine Rechte geltend zu machen. War er ein Betrüger, so doch höchstens ein Selbstbetrüger, und das Geheimnis seiner Herkunft ist nie entschieden worden.

Eine kleine, aber um so fanatischer Partei tritt noch heute in Frankreich in eigener Sache gegnerischen Zeitchriften und sonstige Publicationen dafür ein, daß Raundorf's thätfächlich mit Ludwig dem Siebzehnten identisch war, und erkennt seine Entel als die einzigen an, die berechtigt wären, den französischen Königsthron für sich zu fordern. Der Regierung der Republik kann es natürlich nur sehr angenehm sein, wenn es recht viele Kronpräsidenten gibt, und sie hat daher den Enteln Raundorf's, die als kleine Kaufleute, Weinhändler u. s. w. ihr Dasein fristen, die Führung des Namens „de Bourbon“ gern erlaubt. Den Prinzentitel und die „Königliche Hoheit“ haben sie sich dann gütigst persönlich ausgelagt. Was sie aber, wie man aus dem Beispiel des besagten Unteroffiziers, Königliche Hoheit, erzieht, nicht abbüßt, ihrem Vaterlande gegenüber brav ihre Pflichten zu erfüllen.

Ohne.

Herr (zu einer armen Wittwe): „Haben Sie denn keine Doktor- und Apotheker-Rechnungen zu bezahlen?“ Wittve: „Na, mein Mann ist eines natürlichen Todes gestorben!“

Der zweite Gang.

Hausfrau (dem Bettler einen Teller reichend): „Hier haben Sie Reis mit etwas Schöps.“

„Haben Sie nicht 'n bißchen Fisch?“

„Warum Fisch?“

„Na, Fleisch hat's schon parterre gegeben.“

Das Wunderding.

Gast: Sie Ober, warum streden denn die Herren da am Stammtisch so eifrig die Köpfe zusammen, was für einen Gegenstand betrachten sie denn so erstaunt?“

Kellner: „Ja, wie Sie, Herr Doktor, der Herr Müller hat heute von seiner Frau den Hausschlüssel bekommen!“

**Hofnarren.**

Die Sitte, Hofnarren zu halten, ist sehr alt und war ehemals weit verbreitet. Die orientalischen Völker des Alterthums und der Neuzeit haben ihr ebenso gehuldigt wie die alten Griechen und Römer, und von den letztgenannten scheint diese Liebhaberei auf die mittelalterlichen Kulturvölker Europas übergegangen zu sein, bei denen das Hofnarrenwesen erst im 18. Jahrhundert erlosch.

So leitete Dr. A. Haas-Stettin einen Artikel über Hofnarren am pommerischen Herzogthum in Steinhausen's ausgezeichnetem und auch für das große Publikum interessanten „Archiv für Kulturgeschichte“ (Berlin, Alexander-Duncker) ein.

Wir entnehmen den Haas'schen Ausführungen folgende Angaben: Die Hofnarren, die sich fast an allen deutschen Höfen fanden, den größten wie den unbedeutendsten, gehörten verschiedenen Ständen an. Es fanden sich unter ihnen sowohl Mitglieder des Adels wie der Bürger und Bauern. Ebenso verschieden wie ihre Herkunft waren ihr Bildungsgrad und ihr Geist. Kluge, wihige Köpfe wechselten mit groben, selbst brutalen Gesellen, die vor der bersten Unanständigkeit in Wort und That nicht zurückschreckten.

Auch Schmarotzer sind als Hofnarren zu zählen, die weniger über eigenen Witz verfügten, als die Gabe hatten, sich zur Zielscheibe der größten Späße herzugeben. Endlich fanden sich im Narrenheer Krüppel und Idioten, die eher Willkür als Spottlust hätten erregen sollen.

Meistlich waren die Narren durch ihren gekrümmten Kopf, auf dem sie die tugeiförmige Narrenkappe trugen, und eine mit Schellen behängte Kleidung kenntlich. Zur Ausristung des Narren gehörte überdies das Narrenschäpfer, ein aus Leder hergestellter, dicker Kolben, mit dem der Narr Streiche austheilte und Angriffe abwehrte.

Ueber das Leben und Treiben der Hofnarren sind wir ziemlich gut unterrichtet. Sie waren oft recht läppiiche Gesellen, über deren Späße wir heute kaum mehr lächeln können. Nach Affen, Thierstimmen wiedergeben, Grimassen schneiden, Glieder verrenken und das Erzählen von meist recht berben Joten waren die Hauptaufgaben eines Narren. Und an diesem rohen Gehaben ergötzen sich die Prinzen der Gesellschaft bis tief in das 18. Jahrhundert hinein.

Allerdings finden sich vereinzelt unter den Hofnarren gebildete und kluge Burschen, die sich auch nicht scheuten, ihren Herren recht berb die Wahrheit zu sagen und dadurch manches Gute stifften. So der lustige Rath Kaiser Maximilian I., Ruz von Rosen, der sich auch im Unglück als treuer Diener bewährte. Doch dies sind Ausnahmen. Gewöhnlich waren die Hofnarren vom Schlag jenes Claus Hinge, der dem Herzog Johann Friedrich von Pommer-Stettin (1569 bis 1600) diente.

Claus war Hütelunge in Buttersdorf, das später nach ihm den Namen Hingendorf erhielt.

Als eines Tages der Herzog durch das Dorf ritt, strömten viele Leute aus der Umgebung herbei, um den Herzog zu sehen. Auch Hinge hätte den Fürsten gern gesehen, doch er hatte die Gänse seiner Mutter zu hüten, und die burften nicht ohne Aufsicht bleiben. Da kam ihm ein reitender Gedanke. Er befestigte sämtliche Gänse an einem Band, das er den jungen Thieren der Reihe nach um den Hals schläng und, nachdem er sie so wie die Perlen auf einer Schnur aneinander gereiht hatte, befestigte er das Band an seinem Gürtel und eilte dem Herzog nach. Dieser bemerkte den sonderbaren Schmod, sprach mit Hinge und machte ihn zu seinem Hofnarren.

Fortan wirkte der Tölpel am Hofe, wo er eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Weit interessanter als sein Leben ist sein Tod, der am 17. März 1599 erfolgte. Die Begleitmomente dieses Abendens sind so charakteristisch für die Denkart der hochstehenden Persönlichkeiten jener Zeit, daß sie hier ausführlicher behandelt werden sollen.

Der Herzog wurde siebertkrank. Ein alles Weib erklärte, das Fieber sei durch Schreden entstanden und könne auch nur durch einen Schred wieder vertrieben werden. Das merkte sich der Narr. Als der Herzog einige Tage später auf einer Brücke vor dem Thor spazieren ging, stieß ihn der Hofnarre plötzlich ins Wasser, so daß der Herr ertrunken wäre, wenn nicht Fischer in der Nähe gewesen und ihn gerettet hätten.

Der Herzog ließ darauf den Narren entfernen und ihm den Prozeß auf Leben und Tod machen, allerdings nur zum Schein. Um zu sehen, wie sich der Narr verhalten würde, stellte man einen Bauern an, der sich zu dem Beklagten ins Gefängniß schleichen und ihm den Vorschlag machen mußte, daß er ihn in einem Sad aus dem Gefängniß tragen und so erretten wolle. Der Narr, der den Tod sehr fürchtete, nahm den Vorschlag des Bauern mit Freuden an, und ließ sich zu der verabredeten Stunde in den Sad stecken. Der von allen unterrichtete Herzog stellte sich zur selben Zeit auf die Brücke, und als der Bauer mit dem Sad am Rücken daher kam, fragte er: „Bauer, was hast du im Sad?“ Der Bauer antwortete: „Gnädiger Herr, ich bew Harverdrin!“ Der Herzog schwieg und ging weiter. Dann dachte er um und

fragte den Bauern zum zweitenmal, was er in dem Sad habe. Er erhielt dieselbe Antwort. Endlich, als der Bauer schon fast das Ende der Brücke erreicht hatte, fragte der Herr zum drittenmal. Da konnte sich der Narr im Sad nicht mehr halten; er schrie aus vollem Halse: „Du domne Dädel, kannst nicht hören, Harver bitt be dem!“ Der Herzog konnte sich des Lachens kaum enthalten, rief jedoch mit angemessenem Ernst: „Bist du der Vogel? Meinst du so zu entlaufen? Heraus mit dir und wiederum ins Gefängniß!“

Darauf ließ ihm der Herzog, um weitere Kurzwel mit ihm zu haben, den Prozeß machen, und der Narr wurde zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Allein bei der Strafvollziehung gebrauchte man statt des Schwertes eine Kutze oder, wie andere fagen, eine Wurft. Damit sollte dann die vermeintliche Strafe ein Ende haben, aber als man den armen Sünder aufleben wollte, um ihn zu begnadigen, stellte sich heraus, daß er vor Angst und Schred gestorben war — worüber der Herzog sehr betrübt gewesen sein soll.

Der prächtige Grabstein, den der Herzog dem armen, gekörbten Narren errichten ließ, ist heute noch erhalten und in der Vorhalle der Kirche von Friedrichswalde aufgestellt.

Da kennt er den General Ramin noch nicht.

Friedrich der Große hat einmal auf äußerst humorvolle Weise einem jungen Offizier die Unantastbarkeit der Rechte des Vorgesetzten, die selbst ein König nicht beeinflussen soll, bewiesen. Einst begegnete Friedrich der Große bei einem Spazierritt im Thiergarten zu Berlin einem jungen, ihm wohlbestimmten Offizier, der ein sehr sorgenvolles und bestürmtes Gesicht machte, während er sonst stets lustig und guter Dinge zu sein pflegte. „Was ist ihm?“ fragte der König, sein Pferd anhaltend. „Er sieht ja aus, als ob ihm ein Unglück begegnet wäre?“ „So ist es, Majestät“, erwiderte der Angeordnete, durch die freundlichen Worte des Königs ermutigt. „Ich bin auf heute Abend zum General Ramin bestellt und werde wahrscheinlich — und es ist das erstmal in meinem Leben — in den Arrest wandern müssen.“ „Warum?“ fragte Friedrich. „Was hat Er denn gethan?“ „Nichts, Majestät; ich habe nur meiner nachweisen Weithin eine Ohrfeige gegeben.“ Da der König schwieg, glaubte der junge Herr, die gute Gelegenheit benutzen zu können, und fuhr fort: „Wenn Majestät geruhen wollten, dem General zu befehlen, die Sache nichterbzuschlagen, so wäre ich allen meinen Kummer los!“ „Mein lieber Sohn“, erwiderte der König, „da kennt Er den General Ramin noch nicht! Der nimmt keine Revision an. Ich verführe ihm, der ließe mich in Arrest setzen, wenn mich jemand bei ihm verklagte.“

Die älteste Offizierin.

Erst kürzlich berichteten wir von der Wittve des Kammerherrn v. Küllelgen die in Dessau ihren 104. Geburtstag gefeiert hat. Diese rüstige Greifin wird an Alter noch übertroffen durch die Wittve Saathoff, die, wie aus Auroch geschrieben wird, die älteste Offizierin up unter dem Namen Jantjemö bekannt ist. Sie feierte in der Moortlonie Adelsburg bei Holtrop ihren 105. Geburtstag. Zu ihren frühesten Erinnerungen gehören die aus der Franzosenzeit, wo man ihren Vater, der mit seinem Torffschiffe in Embden war, mit vielen anderen Offizieren auf zwei Jahre nach Toulon schleppte. Als sie damals mit ihrer Mutter nach Embden fuhr, um das Schiff heimzuholen, war das ihre weiteste Reise. Eine Eisenbahn sah sie letzten Winter zum ersten Male, als sie ihre winzige Moorhütte und ihren Kartoffelacker bei Bokbar für 54 Mark verkauft hatte und zu ihrem Sohne nach Adelsburg zog. Seit sie die Hundert überschritt, kamen allerlei „Ererrungen“ der Kultur und der Neuzeit zu ihr. Damals schickte ihr der Regierunqspräsident seinen telegraphischen Glückwunsch, unzählige Male hat man sie „getripißt“, einmal sogar in einem Automobil, das an ihrer Hütte vorfuhr, und ihren eigenartigen harten Dialekt hat sogar eine Phono-graphenwalze festgehalten. Ihr volkstümlicher Name Jantjemö ist nach landüblichem Sprachgebrauch gebildet aus ihrem Vornamen Jantje und Mö gleich Naume.

Karl der Große in der Volksschule.

In dem soeben erschienenen hübschen Büchlein von Robert Gaupp „Psychologie des Kindes“ wird folgender köstlicher Aussatz eines Breslauer Volksschülers mitgetheilt:

„Karl der Große. Karl der Große war ein guter und tapferer Mann. Er hatte ein Hufeisen und das zerbrach er. Wenn er einen Türken sah, so zog er sein Schwert heraus und schlug ihn gleich mitten entzwei, daß die Häften nach allen Himmelsgegenben fielen. Er trug bloß Kleider, die seine Mütter genäht hatten. Er war sehr fromm. Wenn er nicht schlafen konnte, so betete er. Einmal nielte

er an den Stufen des Altars. Da kam der Papst von hinten und faßte ihn. Nun war er deutscher Kaiser. Jetzt gab er den Monaten deutsche Namen. Er gründete Schulen und Kirchen. Diese lernten lesen, schreiben und rechnen. Als er gestorben war, setzte er sich auf einen goldenen Stuhl und wurde in die Gruft heruntergelassen. Dort sitzt er heute noch.“

Der geistige Rothschild.

Der berühmte Maler Horace Vernet war seiner Zeit in Paris verachtet gefeiert, daß jede Person von Distinktion danach geizte, von ihm gemalt zu werden. Vernet schmiedete natürlich das Eisen, da es warm war, und ließ sich ungeheure Preise für seinen Pinself bezahlen. Rothschild, berüchtigt durch seinen Geiz, gab endlich seinem Herzen einen Stoß und ließ sich bei dem Künstler anmelden, damit dieser ihn male, Vernet empfangt ihn ziemlich kurz und äußerte, bevor der fast Altmächtige nur ein Wort geredet: „Certainement, ich werde Sie malen; es kostet aber 20,000 Francs.“ Der Baron wird blaß, will handeln, bietet 15,000 Francs und wird von Vernet überfahren, daß das Bild nunmehr 30,000 Francs kosten soll. Rothschild hält die Forderung für einen schlechten Witz, wird aber sofort eines andern belehrt, als der entrüstete Künstler ihm entgegenbrüllt: „Entweder 50,000 Francs oder umsonst!“ Der Baron lächelt und sagt: „Nun, dann malen Sie mich umsonst!“ und verschwindet. Drei Jahre später erscheint Bernets berühmtes Gemälde „La prise de Emala“ — die bestürmte, in Feuer, Rauch und Flammen übergehende Stadt, einströmende Baläfte, Männer, Frauen und Kinder kämpfend bis aufs Messer, da — im Vordergrund links eine Gestalt in Lebensgröße! Geiz, Habgier, elende Freigebigkeit im Gesicht, fliehend, ein Rädchen unter dem Arm, welchem Geschmeide und blühende Steine entquellen, nur bedacht, den Mammon zu retten — Rothschild, wie er leibt und lebt! Der zornige Künstler hatte ihn umsonst gemalt! Die Familie that alles, was sie nur konnte, sie bot Hunderttausende für die Vernichtung des Bildes — es füllte eine Wand der großen Gemäldesammlung des Louvre aus, und erst die Kommune im Jahre 1871 hatte Erbarinnen — indem sie das halbe Gemälde in Rauch und Flammen aufgehen ließ.

Gut abgeführt.

Frau Meier: „Wie? Du hast mit die zwei Dugend Knöpfe nicht mitgebracht? Warum denn nicht? Was — den Brustknopf verloren? Ich sollte nur einmal so was thun und irgendwie die geringste Nachlässigkeit mir zu Schulden kommen lassen! Wie hast Du denn den Knopf verloren — he?“ Herr Meier: „Wahrscheinlich habe ich ihn hier in die Tasche gesteckt, und da ist er durch das Loch geruicht, das Du mir schon seit Wochen jeden Abend zunähen willst!“

Bohhaft.

Kollege A.: „Sagen Sie mal, Kollege, mit dem Bantier Meyerheim sind Sie wohl sehr intim?“ Kollege B.: „Das soll' ich meinen, ist ja mein Onkel, von dem ich viel Gutes habe.“

Kollege A.: „Dacht' ich's mit doch. Diesen Ueberzieher tenne ich doch auch von ihm!“

Cartnädig.

Standesbeamter: „... Und wie alt ist die Braut?“ (Als sie schwiegt, zum Bräutigam): „Also, wie alt ist sie denn?“ Bräutigam: „Ja, mir sagt's sie's auch nicht!“

Eine Gehilthet.

Dame (zu einer Bekannten): „Haben Sie schon gehört, Fräulein Müller hat vorgestern den Doktorhut bekommen?“ Bekannte: „Na... was die alle Augenblicke für neue Hüte hat!“

Entsprechende Behandlung.

„Unser Freund Huppel ist mit seinem Leiden zu einem Wunderdoktor, einem Schäfer gegangen!“ „So ein Schaf! Wie hat der ihn denn behandelt?“ „O, ganz richtig; er hat ihn gründlich geschoren!“

Vorwurf.

Genant.

„Warum gehst Du denn Deinem Schreiber immer aus dem Wege?“ „Ach, der wird in seinen Neben immer so anzüglich!“

Weibertrug.

„So — nun habe ich Ihnen doch mal die ungeschminkte Wahrheit in's Gesicht gesagt!“ „Na, dann gehen Sie nur nach Hause, waschen Sie sich und kommen Sie hübsch wieder; kann werde ich Ihnen die Wahrheit in's ungeschminkte Gesicht sagen!“

Im Polizeigefängniß.

Arzt, zu einem verhafteten Ströck: „Sie haben sehr gute Zähne. Womit reinigen Sie dieselben?“ Ströck: „Mit antiseptischem Mundwasser.“

Arzt: „Wie heißt es?“ Ströck: „Korn mit Rum!“

Ausrede.

Richter: „... Na, das müßten Sie doch gleich erkennen, als Sie die Briefstafche liegen sahen, daß es nicht die Ihrige sein konnte?“ Dieb: „Das schon, Herr Gerichtshof — aber's Geld drin ist mir halt gar so bekannt vorgekommen!“

Eiferkündia.

Fräulein Käthe: „... Ihr Mann hat Halsstarrch? Da kann er sich ja mit mir trösten!“ Frau Meier: „Weiter fehlt nichts — er hat sich mit mir zu trösten und mit niemand anderem!“

Aus der guten alten Zeit.

Hauptmann: Huber, Du hast ja keine Kugeln in der Patronentasche.“ „Na, weißt Hauptmann, da demit hat mei' Frau in der Neujahrsnacht Blei 'gossen!“

Verteidigung eines Bettlers.

„Herr Richter, das Leben ist ein Kampf um's Dasein und ich habe in diesem Kampfe tapfer gekämpft.“

Im gemüthlichen Sachfen.

Auf einer Hauptstriede war der Wagen eines auschlagplächtigen Schnellzuges so schlecht, daß meiner Frau bald lübel wurde. Ich beschwerte mich beim Zugführer: „Es ist unerträglich, daß ein solcher Wagen noch benugt wird; er ist ja schon ganz ausgefahren!“

„Wie lange leibt der aber auch schon!“ war die lebenswürdige Antwort.

Aus der Schule.

Lehrer: „Nun, Kinder, was bedeutet die Zahl 1500, die hinter dem Namen des Moses steht?“ „Das ist die Telephonnummer.“

**Der beleidigte Postbote.**



„Was lesen S' denn da, Freil'n?“ „Briefe, die ihn nicht erreichten.“ „D, nur net anzügllich werd'n.“